

Die Tochter des Philosophen [Fortsetzung]

Autor(en): **Wiget, Sophie**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **7 (1903)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

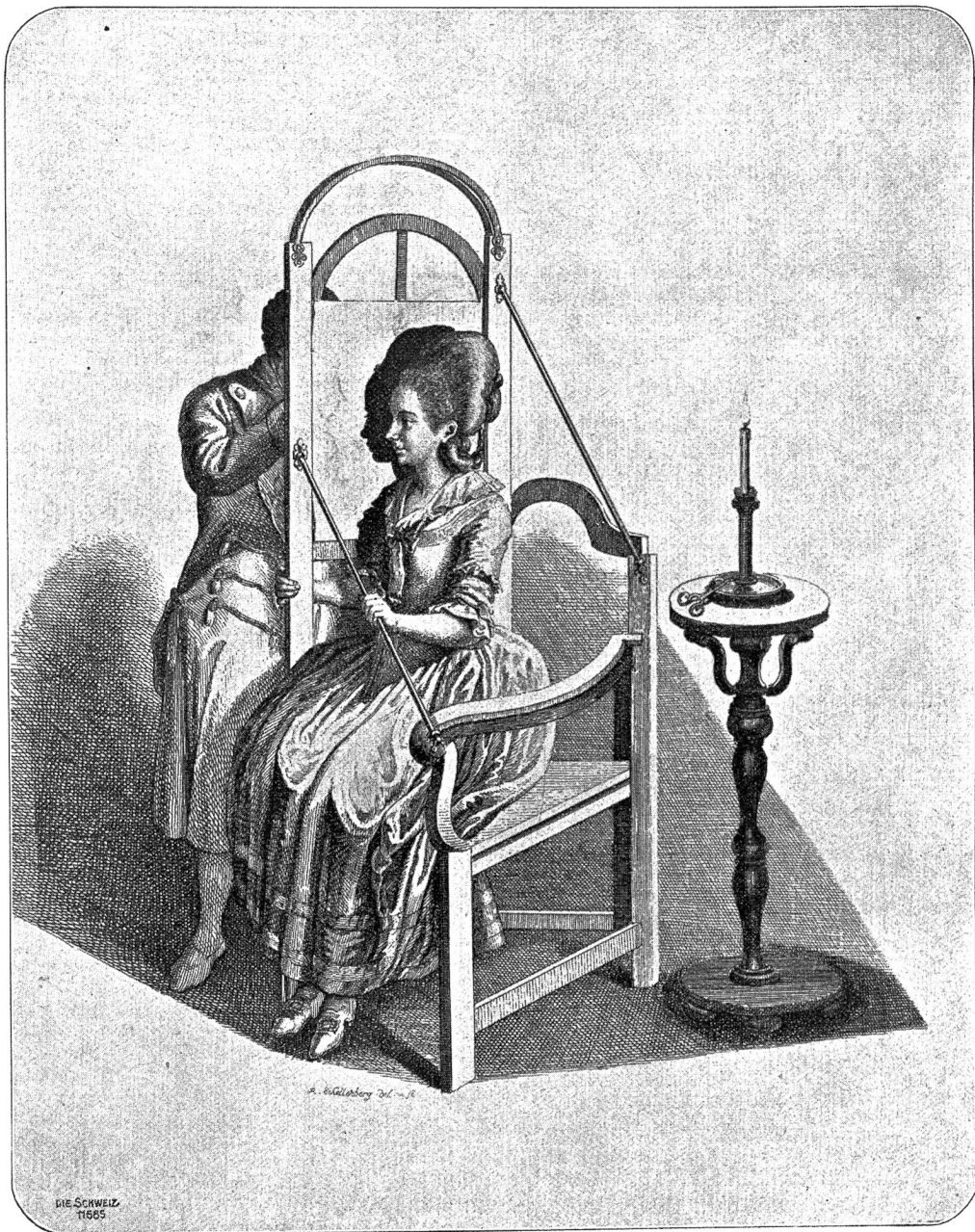
Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-572682>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Der Silhouettenzeichner an der Arbeit. Nach einer Zeichnung von Joh. Rudolf Schellenberg von Winterthur (1740—1806).

Die Tochter des Philosophen.

Roman von **Sophie Wiget**, Zürich.

(Mit Verwendung eines englischen Stoffes).

(Fortsetzung).

Nachdruck verboten.

Alle Rechte vorbehalten.

Drittes Kapitel.

Nachmittags, als Vinnell an Mansels Thür klingelt, hat er sich aus dem Maler in brauner Sammtjacke und weichem Filzhut in einen Besucher verwandelt, dessen helle Sommerkleidung und breiter Panama ihm mindestens ebensovot zu Gesicht stehen. Vinnell ist groß gewachsen und von dunkler Farbe, und zwar sind nicht nur seine Haare und Augen tiefschwarz, sondern seine Haut ist stark gebräunt, was dem im übrigen angelsächsischen Typus etwas Pikantes, Fremdartiges gibt.

„Die Herrschaften sind im Garten,“ sagt die schicke Türöffnerin und geht ihm voran durchs Speisezimmer, von dem aus einige Stufen in den großen Garten führen, hinter welchem auch ein Tennisplatz liegt. Auf dem Rasenplatz, unter dem breitästigen Lindenbaum sitzt Frau Mansel, und ihr zur Seite, das bemerkt der Maler, während er seine Schritte dorthin lenkt, zwei Gäste. Beide sind für das Künstlerauge gleich anziehend. Der eine ist ein großer, fast überschlanter, alter Herr, weißhaarig, von vornehmer Haltung, mit vergeistigten Gesichtszügen, aus denen jugendlich lebensvoll ein paar alles umfassende

Augen leuchten. Obwohl er den Siebzigern nahe, ist seine Haltung aufrecht und stolz, die Bewegung frei und leicht. Er tritt bei Linnells Annäherung einen Schritt zurück; dieser hätte der Vorstellung entbehren können, sein Instinkt sagte ihm, dies könne niemand anders sein als Dumaresq, der Philosoph.

Der andere Gast, ebenso beachtenswert in seiner Art, ist ein junges Mädchen von sechzehn bis siebzehn Jahren. Es ist weiß und rosa und zart wie eine Apfelblüte. Linnell ist so gefesselt von dem kindlichen Gesicht und der anmutigen Gestalt, daß er darob die reifere, fraulichere Schönheit der Gastgeberin fast vergißt. Linnell ist ein scheuer Mann, und die Gegenwart des Philosophen wäre an sich schon genug, ihn einzuschüchtern. Schon die Grandseigneur-Bewegung, mit der der alte Herr ihm den Vortritt gegeben hatte, hat ihn ein wenig aus der Ruhe gebracht. Der Nasen schwimmt jetzt vor den Augen wie ein sanft wogendes grünes Meer, von dem mit Klarheit sich nur die edle Greisengestalt abhebt. Die Menschenscheu, die den Künstler nicht selten packt, legt jetzt langsam und schwer den Bann um ihn.

Da kommt zum Glück in diesem Augenblick Mansel mit langen Schritten aus dem Haus gelaufen und sagt zu seiner Frau, die sich erhoben hat, um den Gast zu begrüßen: „Iida, das ist mein Freund Linnell! Herr Dumaresq, gestatten Sie, daß ich Ihnen hier in meinem Freund Linnell einen Kenner und Verehrer Ihrer Werke vorstelle! Psyche, mein Freund ist Künstler, das genügt sicherlich, ihm Ihre Gewogenheit zu sichern.“

Linnell verbeugt sich bei jeder Vorstellung mechanisch. So viel neue Bekanntschaften aufs Mal sind für sein empfindsames Wesen und für seinen Hang zu Einsamkeit wirklich kein Vergnügen, und er murmelt denn auch die übliche Phrase undeutlich und fast unfreundlich vor sich hin, während er unbehaglich über den Nasen hin nach dem Tennisplatz blickt.

Haviland Dumaresq unterbricht die kleine peinliche Pause. „Linnell,“ sagt er mit seiner klangvollen Stimme, „ich glaube, ich habe den Namen recht verstanden, Linnell? Es ist geradezu eine Seltenheit, daß man den Namen bei der ersten Vorstellung ganz richtig erfäßt. Alles Hören ist doch eben lückenhaft, und das kommt einem fast nur dann zum Bewußtsein, wenn das teilweise Erraten dabei, wie bei persönlichen Vorstellungen, ausgeschlossen ist. Die ganze Welt liegt vor einem zur Wahl, ein jeder Name ist so gut möglich wie der andere. Ich bemerkte, daß Sie die Betonung auf die letzte Silbe legten, Mansel; ich interessiere mich für Namen; Ihren Namen, Herr Linnell, habe ich mit dieser Aussprache erst ein einziges Mal gehört.“ Dabei betrachtet er mit Freimut des Künstlers Gesichtszüge und fügt hinzu: „Ich war mit Sir Austen Linnell, natürlich nicht mit dem jetzigen, sondern mit dessen Vater, dem General, an der Universität. Es ist die Rutland-Familie, sie folgen sich als Sir Austen Linnell seit der Restaurationszeit.“

„Herr Linnells Vorname ist ebenfalls Austen,“ schaltet jetzt die Gastgeberin geschickt ein, während sie sich langsam wieder in ihren Gartenstuhl niederläßt, und zu Linnell gewendet, fragt sie leicht hin: „Da gehören sie wahrscheinlich auch dieser alten Rutlandfamilie an?“

Wieder wendet sich der Philosoph mit Interesse zu Linnell. Und dieser zögert; er ist bis an die Haarwurzeln errötet. Schließlich sagt er mit sichtlichem Widerstreben: „Dieser Familie, ja!“ — — wirft einen seltsam argwöhnischen Blick um sich und fügt leise hinzu: „Aber ich bin nur der jüngere Sohn des jüngeren Sohnes. Sir Austen, meinen Vetter, kenne ich kaum. Die jüngern Zweige, das wissen wir ja alle, spielen eine sehr unbedeutende Rolle in der englischen Familie.“

„Erstgeburt ist ein großes Unrecht an den ältern Söhnen,“ sagt Haviland Dumaresq nachdenklich, in gedämpftem Ton; „es beraubt sie allen Eigentriebs zu Handlung. Es verdammt sie zu einem Leben, das aus Jagdpartien und Dinern besteht. Es beraubt sie alles dessen, was das Leben lebenswert macht. Und doch, wenn man den weitem Maßstab anlegt, so dient sie der Nation zum Nutzen. Dadurch, daß ein Mann die ganze Sahne abschöpft, werden die jüngern Söhne, die keine andere Mitgift haben als ihre Intelligenz, zur Entfaltung ihrer eigenen Kraft in die Welt geworfen und zu außergewöhnlicher Anstrengung gezwungen, um ihrer sozialen Stellung und den Hoffnungen ihrer Sprößlinge gerecht zu werden. Es mag deshalb sogar sehr gut sein, daß ein bedeutender Bruchteil unserer gebildeten Menschenklasse gezwungen ist, den Lebenskampf auf sich zu nehmen, anstatt daß der Luxus so gleichmäßig unter

ihnen verteilt wäre, daß ein Anspornen ihrer besten Kräfte nur noch eine Sache eigenster Wahl bliebe.“

„Aber es sind nicht alle jüngern Söhne arm,“ sagt das junge Mädchen, das Psyche angeredet wird, errötend.

Linnell wirft ihr einen raschen Blick zu. „Nicht ganz alle vielleicht,“ sagt er mit besonderer Betonung, „aber doch ein so überwältigend großer Bruchteil davon, daß Sie, wenn Sie so einen jüngern Sohn treffen, Besitzlosigkeit ohne Besinnen bei ihm voraussetzen dürfen.“

Eine kleine Pause tritt ein, sie plaudern von Nichtigkeiten, der Ruhe und Schönheit des Ortes, und dann sagt Mansel: „Wo glauben Sie, daß ich meinen Freund heute morgen gefunden habe, Herr Dumaresq? Er war eifrig daran, Ihr Haus abzumalen.“

„Die Hütte ist hübsch,“ sagt der Philosoph mit zustimmendem Neigen seines feinen Kopfes, „sie ist so frohmütig und malerisch, ich habe noch keine so liebliche gesehen. Ich selbst habe meine Hütte immer bewundert.“

„O Papa,“ sagt Psyche, während eine zarte Röte ihr bis an die Stirne steigt, „sie ist doch so eng!“

„Für dich, mein Kind, ja,“ sagt der Greis zärtlich; „aber für mich nicht. Sie paßt mir gerade. In all diesen Dingen bin ich ein wirklicher Stoiker der alten Schule. Ich verlange vom Schicksal oder vom Glücksfall nicht mehr, als der spontane Zufall an mich abgibt.“

„Es ist ein sehr liebliches Bild geworden,“ sagt Linnell mit seiner Stimme, in der, gleichwie in seinem Gesicht, immer die Regungen seiner Seele lebendig sind. „Wollen Sie einem Verehrer der Encyclopädischen Philosophie, vielleicht einem Ihrer ersten und wärmsten Verehrer erlauben, Ihnen die kleine Skizze zu überreichen, wenn sie fertig ist, sozusagen als Tribut eines Schülers an seinen Lehrer?“

Dumaresq schaut ihm unentschlossen ins Gesicht. Unentschlossen trommelt er mit seinen Fingern während einiger Sekunden aufs Knie, dann fragt er langsam:

„Sie sind berufsmäßiger Maler, nicht wahr?“

„Berufsmäßig? Nun ja, natürlich; ich verkaufe meine Bilder, wenn ich kann, und soweit es mir möglich ist, versuche ich auch, von diesen Erträgen zu leben.“

„Dann muß ich Ihnen dieses Bild abkaufen,“ sagt der Philosoph mit ruhiger Entschiedenheit. „Wenn Sie Amateur gewesen wären, hätte ich Ihr Anerbieten gerne angenommen. Aber ich selbst bin auch ein Arbeiter, und ich habe meine Prinzipien. In der Kunst, in der Literatur, in der Wissenschaft, überall ist der Arbeiter seines Lohnes wert. Ich freue mich, ein Bild unseres lieben kleinen Heims zu haben, es wird für Psyche später ein hübsches Andenken sein.“

Die ruhige Würde und Entschiedenheit im Ton des alten Herrn bringt Linnell einen Moment stummer Ueberraschung; der Mann hätte nicht mit mehr majestätischer Gleichgültigkeit sprechen können, wenn er jährlich 25,000 Pfund zur Verfügung gehabt hätte. Und doch braucht Linnell nur den zwar tadellos faubern, aber fadenscheinigen Noth des alten Herrn und der Tochter einfaches Waschkleidchen zu betrachten, um zu wissen, daß fünf Pfund für diese Leute eine namhafte Summe bedeuten. Und das fertige Bild wird seine volle fünfzig Pfund wert sein.

„Wir wollen hierüber nicht streiten,“ sagt der Künstler jetzt hastig mit einer abwehrenden Handbewegung. „Ich zeige Ihnen das Bild, sobald es fertig ist, und vielleicht — mit einem scheuen Seitenblick auf Psyche, — „ist es mir dann einmal erlaubt, es Fräulein Dumaresq anzubieten.“

Der alte Herr will eine rasch ablehnende Antwort geben; doch Mansel fällt ablenkend in die Rede:

„Linnell erzählte mir heut morgen,“ kommt er krampfhaft wieder auf des Alten Lieblingssthema zurück, „wie sehr er Ihr philosophisches System respektiert und bewundert. All Ihre Doktrinen sind ihm fast so geläufig wie Ihnen selbst, und er konnte nicht genug staunen heute morgen, als er vernahm, wer hier wohne, daß die undankbare Welt nicht in Scharen nach Noxerton walle, um ihren Tribut an Respekt und Verehrung zu bezahlen. Und er ist von der Hoffnung erfüllt, daß er seine liebsten Gedanken mit Ihnen austauschen könne, wenn Sie eine freie Stunde hiefür erübrigen wollten.“

„Papa trifft so selten Leute, die sich für solche Fragen interessieren, daß ihm ein Besucher, der philosophische Neigungen hat und mit dem auf einen ernsten Gedankenaustausch zu rechnen ist, eine große Freude bedeutet.“

Ueber das Gesicht des alten Mannes ergießt sich ein freudiger Schimmer wie über das eines Kindes. Anerkennung kommt so spät im Leben zu ihm und so selten, daß sie den direkten Weg zu seinem Herzen nimmt. Aber in Worten findet diese Freude nicht Ausdruck. Er antwortet nur mit seiner wohlklingenden Stimme: „Philosophie hat notwendigerweise eine beschränkte Zuhörerzahl. Intelligenz ist das besondere Bestkium weniger, und je tiefer und weiter und wichtiger ein Studium ist, umso kleiner ist auch der Kreis derer, denen es möglich ist, sich ihm hinzugeben.“

Frau Mansel ist inzwischen entschieden ungeduldig geworden. Trotzdem sie an der Universität in Girtou war, hat sie doch hie und da Tage, wo sie findet, daß man Dumaresq's Gespräche satt bekommen könne.

„Psyche, liebes Kind,“ sagt sie, heimlich hinter ihrem japanischen Fächer gähmend, „wollen wir jetzt nicht unser Tennisspiel haben?“

Hienach gibt es sich wie von selbst, daß Linnell Psyche's Partner ist, während das Ehepaar Mansel den beiden gegenübersteht. Dumaresq sitzt dabei und beobachtet das Spiel.

Und für Psyche ist diese Tennisspartie ein ungewöhnlicher Genuß! Linnell ist eine so schöne Erscheinung und spielt vortrefflich. In der Erregung des Spiels vergeht er seine Schwäche im Fuß ganz, seine Bewegungen sind sicher und elastisch. Er denkt nur daran, wie schön Psyche ist, und daß er mit Haviland Dumaresq's Tochter spielt. Denn der Glorienschein um des Philosophen weißes Haupt wirft in Linnell's Augen einen holden Widerschimmer um Psyche's aschblondes Haar.

Als Vater und Tochter nach dem Fünfuhrtee zusammen nach Hause gehen, langsam und schweigend durch die Abendstille wandelnd, steht der alte Herr plötzlich still und sagt zu dem Mädchen:

„Ich mußte das Bild kaufen, Psyche; es ging nicht anders. Ich kann doch von dem Mann kein Geschenk nehmen. Ich muß es bezahlen, was es auch kosten mag!“

„Und was mag es etwa kosten, Papa?“ fragte Psyche angstvoll.

„Ich verstehe so wenig von solchen Sachen,“ sagt der Philosoph nachdenklich; „aber ich würde mich gar nicht wundern, wenn sich der Preis bis auf zehn Pfund stellen würde.“

„Zehn Pfund! O Papa, das ist ja ein Haufen Geld!“ schreit Psyche auf.

„Es ist dies wirklich eine große Summe,“ bestätigt er. „Eine viel zu große Summe, als daß man sie für ein Stück bemalter Leinwand hinlegen sollte. Aber es gab keinen andern Ausweg, Kind; der Mann war im Begriff, mir das Bild als Geschenk aufzudrängen. Je mehr es wert ist, das begreifst du doch, um so weniger kann ich es mir schenken lassen. Wir können dieses Geld vielleicht dadurch wieder einbringen, daß wir allen Luxus von unserm Frühstückstisch verbannen und uns mit Tee und Brot begnügen.“

„O Papa!“ murmelt Psyche.

„Nicht du, mein Kind, nicht du!“ antwortet er hastig. „Ich meinte nicht dich, Liebling, nur mich und die Magd.“

„Aber mein lieber, lieber Vater!“

„Rein Wort mehr, Kind! Versuche nicht, mich davon abzubringen! Ich weiß, was das Beste ist für uns, und ich tue es ohne Zögern. Ich muß nach meinem eigenen Kreislauf durch die Welt gehen. Der leiseste Versuch, einen Planeten aus seiner vorgeschriebenen Bahn zu drängen, endet mit der Zerstörung des fremden Körpers, der sich auf die fremde Bahn drängt. Ich bin ein planetartiger Körper und gehorche feststehenden Gesetzen; ich bewege mich in meinem Kreislauf ohne Zögern und ohne Wanken.“

Eine Weile gehen sie schweigend weiter; dann spricht Haviland Dumaresq wieder:

„Er gehört einer sehr guten alten Familie an, dieser Malersmann. Die Linnell's von Rutland sind keine Leute. Aber er ist ein jüngerer Sohn und fällt deshalb außer Betracht. Ein jüngerer Sohn und hat kein Geld — verkauft Bilder — hat nichts!“

„Papa!“ ruft Psyche, in einer heißen Wallung des höchsten Staunens. „Wie merkwürdig ist diese Bemerkung von dir,

gerade von dir, Papa, der nichts hält auf Geld und Stellung! Er ist tüchtig, glaube ich, und ein so sympathischer Mensch, und ich weiß, daß er die Enzyklopädische Philosophie vom ersten bis zum letzten Wort durchgelesen hat.“

Dumaresq erhebt seinen stolzen Kopf noch höher gegen den Abendhimmel empor.

„Ich meinte,“ sagt er ausweichend, „daß dieser junge Mann eben arm sei, ein Künstler nur, der kaum von seiner Kunst leben kann. Urmehr Grund also, daß man ihm das Bild bezahlt, Zeit ist Geld für ihn!“

Aber Psyche fühlt unbestimmt in ihrem Innern, daß des Vaters letzte Erklärung eine Ausrede, ein Hintergedanke ist. Sie weiß, was ihr Vater bei sich gemeint hat. Sie weiß es und wundert sich. Denn noch nie bis zu dieser Stunde hat sie gehört, daß der Philosoph einen Menschen

nach seinem Geld und nach seiner Familie einschätzte. Und warum muß der Vater nun gerade mit diesem so sympathischen jungen Maler eine so unangenehme Ausnahme machen?

Psyche versteht eben die einfache und allbekannte Lebensregel nicht, daß kein Mann Philosoph sein kann, wenn es sich darum handelt, seine Tochter zu verheiraten.

Viertes Kapitel.

Am nächsten Abend ist Linnell zu einem Familientessen bei General Maitland eingeladen. Nur einige Nachbarn sollen da sein, die Mansel's natürlich, der Pfarrer und seine Frau und die Kreeks aus dem weißen Schloßchen.

„Aber du hast doch hoffentlich diesen langweiligen alten Dumaresq nicht gebeten mit seinem Rindskopf von einer Tochter?“ sagt General Maitland, während er im Empfangszimmer mit seiner Frau die Ankunft der Gäste erwartet.

„Gälst du mich für eine Gans, Georg?“ fragt darauf die Dame mit beleidigter Würde, während sie sich zu ihrer vollen Höhe aufrichtet. „Geraldine natürlich wünschte es sehr; aber ich sagte ihr: Du kannst für dich selbst so unliebame Gesellschaft wie möglich auswählen; aber Papa und mich kannst du nicht dazu hinunterziehen. Ich bedaure genug, daß ich dir zu Gefallen bei diesen Leuten Besuch gemacht habe; ich bin



Doppelbildnis. Nach dem Gemälde von Ernst Würtenberger (Phot. Ph. & C. Sinf., Zürich).

dadurch schon in peinliche Situationen gekommen. Die Dumaresqs gehören einfach nicht in unsern Gesellschaftskreis, und solche Leute fühlen sich nur unbehaglich in höhern Sphären . . . Wir sollten überhaupt Geraldine diesen Umgang nie gestattet haben, sie ist ohnehin schon überspannt genug!"

Der General seufzt. „Es ist schade, daß das Mädchen so unpraktisch ist; aber trotzdem . . .“ er zögert, ehe er sein Geständnis macht . . . „sie ist ein Prachtkerl und gefällt mir riesig. Das ist doch etwas, wenn ein Mädchen so fest zu seinen Ansichten steht! Allerdings, unpraktisch ist sie, da muß ich dir recht geben; denn diesen Linnell hätte ich ganz gern zum Schwiegerjohn.“

„Er hat Geld,“ sagt die Dame kurz, während sie vor dem Spiegel ihr Haar noch ein wenig zurechtfreicht. „Er hat sicherlich Geld, wenn er es schon nicht zugeben will. Er könnte nicht auf diesem Fuß leben aus dem, was seine Bilder ihm eintragen.“

„Und du meinst?“

„Ich meine, daß er nicht ohne Absichten hiehergekommen ist,“ sagt die Dame mit bedeutungsvoller Betonung.

„Er war schon in Algier sehr entzückt von Geraldine. Aber sein Kopf ist gerade so vollgepfropft mit sentimentalem Unsinn wie der Geraldinens, und wenn er das Mädchen mit dem verrückten Namen sieht, so verliebt er sich schon deshalb in sie, und weil sie arm ist. Diese Sorte Männer wirft sich immer so an eine hergelaufene Armut weg, aus lauter Sentimentalität! Und Geraldine ist genau so geartet. Nichts würde sie mehr erfreuen, als wenn sie einen hellerlofen Dichter, Maler oder Musikanten heiraten könnte, um dann ihre Tage mit ihm im Armenhaus zu beschließen.“

Der General wiegt unwillig den Kopf.

„Es ist wirklich sehr zu bedauern, daß sie sich nach keiner Seite hin entschließen kann. Denn was mich ihre Brüder in letzter Zeit Geld gekostet haben! Und doch muß ich sagen, ich kann Geraldine begreifen. Ein Mädchen wartet natürlich lieber mit dem Heiraten, bis es den Mann findet, der ihm wirklich paßt. Es ist ja nicht so, daß ihr die Gelegenheit fehlt, junge Männer kennen zu lernen; Geraldine hat Anträge gehabt, wie nicht manches Mädchen sich solcher rühmen kann. Ich weiß mir bald keinen Rat mehr mit ihr; ich glaube, sie hat keine Ahnung, was sie mir für Sorgen bereitet.“

Die Unterhaltung wird abgeschnitten durch den Eintritt Fräulein Geraldinens. Sie ist groß und dunkelhaarig, mit ausdrucksvollen, schönen Gesichtszügen, die vielleicht ein wenig zu viel Stolz und Würdegefühl zeigen, doch auch einen kräftigen Charakter, der sich von einer noch so eigenwilligen Mutter nicht modeln läßt.

Der Vater betrachtet sie mit unverhohlenem Wohlgefallen.

„Diese Passionsblumen stehen dir gut, Geraldine,“ sagt er, „sie sind sehr hübsch. Wo hast du sie her?“

„Pflanze gab sie mir. Sie sind wirklich sehr hübsch. So etwas Ungewöhnliches kleidet mich immer gut.“

„Warst du denn diesen Nachmittag drüben?“ fragt die Mutter.

Geraldine bejaht ruhig. „Pflanze hat mich, herüberzukommen; sie hat Herrn Linnell kennen gelernt und hatte Tausenderlei über ihn zu fragen.“

Die Generalin schaut mit bösem Blick auf. „Was geht sie Herr Linnell an? Woher kennt sie ihn denn schon?“

„Sie traf ihn gestern bei Mansels.“

„Und was sagtest du ihr über ihn? Doch hoffentlich nicht, daß er reich ist?“

„Wie könnte ich das, Mutter! Er selbst betont ja immer, daß er es nicht ist.“

Die Mutter atmet etwas erleichtert auf. In dem Augenblick geht die Klingel. Die Dienerin tritt auf die Schwelle und meldet Herrn Linnell, und ihm auf dem Fuß folgen die Mansels.

Linnell führt Geraldine zu Tisch. Da er der Ehrengast des Abends ist, so wird er zwischen Mutter und Tochter gepfercht. Diese Sitordnung ermöglicht es der Generalin, ein aufmerksames Ohr zu haben für die Unterhaltung der beiden jungen Leute.

„Und wie gefällt Ihnen jetzt Roserton, Herr Linnell, nun Sie es näher kennen?“ fragt die Generalin, während die Suppe herumgereicht wird. „Haben Sie schon Anregung zu einem Bild gefunden?“

Der Befragte blickt mit unbehaglichem Lächeln auf. Nun geht's schon wieder los, was er am meisten haßt, die Ausfragerei über seine Arbeiten. Die Gastgeberin wird nun seine Künstlerschaft so ausgiebig wie möglich benutzen, um den Leuten von Roserton damit zu imponieren.

„Ja,“ sagt er schein, mit einem halb hilfseuchenden Blick zu Frau Mansel, die ihm gegenüber sitzt, „ich arbeitete gestern an einem reizenden Landhäuschen am Fuß des Schloßhügels und vernahm nachher zu meinem Staunen, daß es keinem Geringern als Haviland Dumaresq gehört. Ich hatte keine Ahnung davon, daß der berühmte Mann in Roserton wohne.“

„O ja, Herr Dumaresq ist sehr geschick, wie ich glaube,“ antwortet Frau Mailand etwas frostig, mit jener Fernhaltung, die die englische Dame annehmen zu müssen meint, wenn man sich ihr mit einem Thema nähert, das ihr nicht paßt. „Ich habe immer gehört, daß er geschick sei, aber kaum eine Persönlichkeit, mit der man gerne in Gesellschaft verkehrt. Er trägt ganz sonderbare Hüte und drückt sich manchmal so sonderbar aus. In seiner Art ist er sehr geschick, o ja, und weiß über viel Bescheid. Sie müssen wissen, daß wir viele solcher Lokalberühmtheiten hier haben. Unser Postbote ist auch ein so geschickter Mensch; man kann ihm auf Neujahr jede Art Gratulationsverse bestellen, und er macht sie. Geraldine, könntest du nicht einige dieser Verse aufstreifen, sie sind zu drollig?“

(Fortsetzung folgt).

Gericht der Störche.

Wir mochten kaum gegen dem Dorf Linggenheim (eine Meile von Rheinzabern) gelangt sein, sahen wir in der Luft eine große Anzahl Störken mit einander herum; die flogen bald nahe zusammen, dann wiederum von einander, indessen kamen noch andere Troupen, welche zu ihnen stießen. Einer von unserer Gesellschaft vermanete den Kutscher, etwas still zu halten, daß wir fleißig Achtung gebend; dann gewiß, sagte er, wird sich mit diesen Vögeln etwas wunderlich begeben. Wir gaben hierauf gute Achtung, und nachdem diese Vögel eine ziemliche Zeit in der Luft fast enge in einander herum geflogen, fingen sie endlich alle zusammen ein Geschrey an, und mit demselben liefend sie sich zur Erden und formierten einen Ring, so künstlich rund, als ob er mit dem Zirkel gemacht wäre. Dieser Ring war von denen Vögeln in die fünf Reyen hoch ohngefahr umstellt und ganz enge zusammengeschlossen. Die Größe des Raums in mitten dieses Rings war ohngefahr fünfzehn in zwanzig Werkshuben parallel Weite. Als nun diese Ordnung gemacht ware, stunden die abgeordneten Störken und sahen alle einander an; das währet nit gar lange, dann trat ein Stork aus dem Ring in die Mitte des Plans, legte seinen Kopf hinter sich, als sy pflegen zu thun, wann sy ihren Schnabelgesang führen wollen; mit diesem hub er seine Stimme

an und schnablet eines mit sonderm Ernst daher; demnach ließe er seinen Kopf für sich sinken und seinen Schnabel hengeret er gegen der Erden, als einer, der sich sehr schämet, und schwiige ganz stille. Indessen sienge dieses ganze Storkenheer ein allgemeines Geschrey an, und alsbald wüchtend sy hfrig auf den in der Mitte stehenden Storken, ja so schnell, als wann es ein Wettlauf were, so daß es schiene, als purzletend sie alle über einander; dann bey einer achtelstunden flogen sy widerumb in die Luft und verfügend sich einer dahinaus, der andere dorthinaus.

In großer unserer Verwunderung nun stigen wir samtlich von der Kutschen und verfügend uns auf dieses Storken Convents-Platz; so fanden wir nit ohne sonderbare große Bestürzung einen ganz zerrissenen Storken auf der Walfstatt liegen, dem waren alle Glieder ausgezehrt und sein Corpus also zerzetet und verkrümmert, daß es von solchen Vögeln beschehen zu seyn ungläublich schiene.

Von den Reisegefährten erzählte einer, daß er von einem Professor gehört habe, daß die Storken den Chebrecher so bestrafen.

(Aus der Reisebeschreibung oder Peregrination
J. Geint. Meissen von Zürich, anno 1653).